Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 16. Bromberg, den 21. Januar 1927.

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

6.

Ka=Pa=Ka, oder aus dem Chinesischen übersetzt: Krystall=Palace=Kasino, war als Aufenthalt für alleinstehende, =gehende oder =sitzende junge Mädchen nicht unbedingt zu empfehlen. Es herrschte wohl in dem luxuriösen Etablissement von seiten der Kellner und des übrigen Personals eine ans Lordmäßige streifende Vornehmheit, gedämpfte Musik, weiche Teppiche, schmeichelndes Licht, klingendes Porzellan, schimmerndes Silber — ja, das alles war verschwenderisch da, und man hätte kaum gewagt, anders als in großer Robe oder im tadellosen Abendanzug den großen runden Raum zu betreten, der in der Mitte Tanzfläche, an den Seiten Souperlokal mit Estraden, Nischen und Lauben war. Die Gäste mochten wohl alle sehr reich sein, oder mindestens so tun, denn niemand trank etwas anderes als Champagner und speiste Dinge, die nicht nur wegen der Preise kostbar waren.

Alle Tische waren besetzt, meistens von Paaren, deren diskret betonte Intimität indessen kein Beweis dafür war, daß es sich um Ehepaare handelte. Solche mochten wohl hier und da auch mit vorkommen, aber im allgemeinen pflegt die Ehe dem Genuß von Champagner, Austern, Hummern und Sillery à l'Américaine kritisch gegenüberzustehen, und es hat ja auch wirklich wenig Zweck, Geld in eine Sache zu investieren, deren Chancen bekannt sind.

Man muß immer die Wahrheit sagen, besonders in einem Roman, und deshalb können wir nicht entschieden genug versichern, daß Jenny am liebsten wieder kehrt gemacht hätte, nachdem sie in das Ka=Pa=Ka eingetreten war. Sie hatte rechtschaffenen Hunger verspürt und sich befugt geglaubt, mit Rücksicht auf die unverhofften 1000 Mark einmal inmitten der vornehmen Welt zu speisen, die sie bisher immer nur gewissermaßen durchs Schaufenster gesehen hatte. Dazu kam — es soll nicht verschwiegen werden —, daß sich Jenny seit gestern morgen in einer Abenteuerstimmung befand, wie ein Kind, das über einem Märchen eingeschlafen ist und die Fortsetzung im Traume erlebt. Und schließlich, da wir uns ja nicht zu bemühen brauchen, das Verhalten Jennys durch Psychologie unanfechtbar zu machen — muß mit Nachdruck wiederholt werden, daß sie 18 Jahre alt und im Frühling war.

Eine Jazz=Band klirrte, rasselte, quiekte, dröhnte. Irgend etwas, das trotz epileptischer Rhythmen zum Tanzen herausforderte, quoll aus den bizarren Instrumenten. Herren und Damen zelebrierten dazu eine Körpergymnastik, die Nationaleigentum äquatorialer Neger oder sentimentaler Cowboys gewesen war. Man nannte es „Tango doloroso“, und es war die letzte Schöpfung des bekannten Tanzpaares Ami-Voilette von der Pariser Skala.

Jenny stand ziemlich ratlos da. Kein Plätzchen frei, und wenn sie sich umdrehte, um von hinnen zu fliehen, starrten ihr jüngere und ältere Herren ins Gesicht und bildeten eine Phalanx in Smoking und Monokel, die den Ausgang versperrte. Jenny fühlte sich sehr verlassen und hoffte verzweifelt, zu ihrer Rettung Herrn Doppelmanns Stimme aus einem Sektkühler oder einer Saucière zu vernehmen.

Wirklich ertönte es auch in diesem Augenblick hinter ihrem linken Ohr höflich und gedämpft: „Gnädigste wünschen einen Sessel?“

Sie fuhr herum. Nein, es war leider nicht Herr Doppelmann, es war ein tadelloser Ober, und er lächelte gefroren und scharmant. Noch ehe sie antworten konnte, hatte er sie mit hypnotischen Gebärden an einen kleinen, nur für zwei Personen gedeckten Tisch geleitet, auf dem eine schmale, weiße, goldgeränderte Karte lag: „Reserviert“. Der Tadellose nahm das Kärtchen rasch fort, rückte Jenny einen Sessel zurecht, und schon reichte er Wein= und Speisekarte. Jenny war so verblüfft über diese Taschenspielergewandtheit, daß sie widerspruchslos auf den Sessel sank, dessen Sitz in Daunen federte. Sie starrte auf die Menukarte.

„Gnädige belieben das große Souper?“ Und sie nickte automatisch, da Widerstand zwecklos erschien, und die Karte überdies französisch abgefaßt war.

„Sehr wohl! Als Getränk Roederer grand vin oder Moutardot goût espagnol?“ Er neigte den Kopf mit beflissenem Stolze wie ein Attaché vor der Gattin des Botschafters.

Jenny hatte keine Ahnung, was es mit Roederer grand vin oder Moutardot goût espagnol auf sich hatte. Aber jetzt war schon alles gleich, und in der vor Verzweiflung tollkühnen Stimmung, die sich ihrer bemächtigte, sagte sie, mit verzerrten Lippen lächelnd:

„Beides!“

„Sehr schön!“ lobte der Attaché, „Moutardot zum Dessert!“

„Meinetwegen zum Teufel!“ dachte Jenny und begann, die Handschuhe abzulegen. Ihre Miene ordnete sich wieder, und unbewußt gab sie ihrem Gesicht einen derartigen Zug von angelsächsischem Hochmut, daß der junge Herr, der sie eben zum Tanze engagieren wollte, unverrichteter Dinge abzog und seinen Freunden, die es ihm prophezeit hatten, entschuldigend erklärte: „Große Dame — nischt zu machen!“ Und dann erschien die Vorspeise.

Jenny aß etwas mit Kaviar, trank einen Schluck Sekt, machte sich über etwas her, das wie eine geräucherte Pflaume schmeckte und eine Olive war, trank einen Schluck Sekt, griff zu einer Hummerschere, trank einen Schluck Sekt, und als man ihr Schildkrötensuppe servierte, machte das Lokal auf sie einen eigentlich ganz netten Eindruck. Der dressierte Hochmut schwand langsam unter einem süßen Lächeln, und der rote Mund öffnete sich nicht nur, wenn Champagner ihn netzte. Er blieb auch offen, als plötzlich ein Herr vor Jenny stand, sich sehr korrekt verneigte und eine dicke Importe aus den bartlosen Lippen nahm. Der tadellose Ober hatte ihn an den Tisch geleitet und sagte flüsternd:

„Herr Konsul verzeihen — — die Dame fand keinen Platz, und so nahm ich an — — —“

„Genehmige Dispositionen. Stop!“ erwiderte der Herr mit etwas knarrender Aussprache, die die Waterkante verriet. Dann setzte er sich Jenny gegenüber, die sich rasch über ihre Schildkrötensuppe gebeugt hatte und ganz rote Backen bekam. Entweder war der Roederer oder der Konsul schuld.

Dieser Konsul aber hieß C. W. Reddersen, hatte am Dovenfleth in Hamburg ein großes Ex= und Importgeschäft und war zufällig derselbe, der vor kurzem erst Jenny in einem schneeweißen Torpedo mit roten Juchtenkissen verfolgt hatte, einen grauen Zylinder auf dem Kopfe und eine dicke Importe im Munde. Und Herr C. W. fand wieder einmal, daß die 185 Jahre alte Devise seiner Firma sich bewährte: „Achten, trachten — Gott wird's frachten!“ Und Gott hatte sichtbarlich gefrachtet, und C. W. Reddersen war entschlossen, die Ladung „cif“ und „fob“ zu übernehmen.

C. W. Reddersen mochte den Wendekreis der Fünfzig überschritten haben, ohne daß man ihn einen „älteren Herrn" hätte nennen mögen. In dem ironisch-mitleidigen Sinne jedenfalls nicht, mit dem man das gleitende Alter der Männer kritisiert. Er war groß und sehnig, hatte die frische Gesichtsfarbe des Sportliebhabers, und die eisengrauen Bartleisten gaben ihm etwas Imponierendes. Die grade Nase, der helle, geradezu beißende, man hätte sagen mögen: salzwasserfarbene Blick, die schmalen engzusammengekniffenen Lippen — das alles gab Herrn C. W. Reddersen etwas unbeugsam Zielbewußtes, Erfolgsicheres. Und wer die Auskünfte über ihn und seine Firma lesen durfte, hätte eine Gänsehaut vor Ehrfurcht bekommen über soviel einwandfreie Verhältnisse, über jeden Zweifel erhabene Sicherheit, einen in jeder Beziehung prima-prima-Ruf, „und zwar, wie wir auf Grund bester Informationen versichern können, nicht nur hinsichtlich der bedeutenden inländischen, als auch vor allem hinsichtlich der transozeanischen Unternehmungen."

So beschaffen war der Mann, der mit bemerkenswerter Energie Jenny verfolgt hatte, bis sie ihm plötzlich aus den Augen kam, und die jetzt ebenso plötzlich wieder auftauchte.

Nach dem Steak war Jenny völlig außerstande, noch etwas zu genießen, und sie mußte zu ihrem eigenen großen Leidwesen eisgekühlte kalifornische Pfirsich, die mit einem herrlichen Gemisch von Nüssen, Orangenschalen, Ingwerstückchen und Rum gefüllt war, stehen lassen. Nur vom Sekt konnte sie noch nippen.

„Empfehle dringend Pfirsich Gibraltar!" sagte Herr C. W. und putzte mit einem grüngekanteten Seidentuch das Monokel, das ihm an dünner Schnur über das Plastron hing. Jenny blickte auf und sah unbewußt freundlicher drein, als sie beabsichtigte. Dazu kam, daß ihr junges, rosig überhauchtes Gesicht, die blitzenden Schwarzaugen und der liebliche Mund eine Gesamtheit bildeten, der auch andere Männer als Hamburger Großkaufleute nur schwer widerstanden hätten.

„Kuhleborn!" stellte sich C. W. Reddersen vor. Es war natürlich nicht recht von ihm, diesen falschen Namen zu nennen, der außerdem geschmacklich zu beanstanden war, und ferne sei es uns, dieses Verhalten irgendwie zu beschönigen, aber es liegt in der Psychologie hanseatischer Ex- und Importeure, daß sie zur Vorsicht neigen und unsichere Geschäfte lieber durch einen Strohmann tätigen. Kuhleborn war also ein Strohmann, und es wird sich zeigen — — —

Hatte C. W. damit gerechnet, daß sich nun Jenny ihrerseits vorstellen würde, so lag eine Fehlkalkulation vor. Die reizende Dame machte nur eine kleine Kopfneigung und meinte:

„Ich mache mir gar nichts aus Pfirsich Gibraltar!" Wobei sie sehr vornehm den Teller fortschob, obwohl sie noch nie Pfirsich Gibraltar gegessen hatte und sich ärgerte, daß sie sich an den vorhergegangenen Gerichten übernommen hatte.

„Geschmacksache!" erwiderte Reddersen und schlürfte eine Auster. „Ablehne prinzipiell auch Süßigkeiten. Stop. Ausgenommen gewisse. Stop!" Und er warf Jenny einen Blick zu, der seine Worte hinreichend kommentierte. Jenny zog wieder die Mundwinkel herab und blickte auf die Tanzenden.

Der Tadellose erschien mit einer Platte Wachteln und wollte Jenny auflegen. Die wehrte ab. „Nein, danke vielmals". Ob er das Dessert bringen dürfe? „Jawohl!" Und den Moutardot? „Aber gewiß!"

Es war selbstverständlich nur Zufall, daß Herrn C. W. Reddersen die Serviette entglitt und daß er beim Aufheben mit der Spitze seines Lackschuhs Jennys Stiefelchen berührte. Wie er denn auch nur zufällig feststellen konnte, daß die Beine seiner Tischdame geradezu ideal geformt waren. „Selektion I", sagte er zu sich mit einem im internationalen Kaffeehandel für first claß Santosbohnen gebräuchlichen Ausdruck.

„Verzeihung!" sagte er, als er, rot angelaufen, sich wieder erhob. Aber Jenny nahm keine Notiz davon, und da jetzt der Tadellose mit dem Dessert und dem Moutardot erschien und die Dame bediente, ging der Zwischenfall ohne Peinlichkeit vorüber.

C. W. Reddersen war, wenn es galt, einen neuen Markt zu erobern, von nicht zu überbietender Zähigkeit.

„Durchreisende — Fragezeichen", versuchte er, das Gespräch abermals anzufachen. Jenny, mit ihrem Dessert beschäftigt, nickte kaum merklich.

„Bereits einmal festgestellt, Komma, Gnädigste Weg zum Bahnhof. Stop. Erlaube Frage, Komma, ob dito bemerkt? Fragezeichen. Dringantwort erbeten. Stop!"

Nach diesem für C. W. sehr langen Satz schaute Jenny verblüfft ihr Gegenüber an. Wie sprach der Mann eigentlich? Kurz, abgehackt, geradezu knauserig in den Worten. Und daß er auf der andern Seite die Interpunktion mitsprach, war paradox. Sie mußte ein wenig lachen, nachdem sie sich durch einen prüfenden Blick in Reddersens eherne Miene überzeugt hatte, daß er sich nicht bloß lustig mache.

„Warum sprechen Sie denn so merkwürdig, Herr Konsul?" fragte sie.

„Schlechte Angewohnheit. Stop. Telegramm. Stop. Diktiere dauernd Telegramm. Stop."

„Aha! Aber doch nur im Geschäft!"

„Alles Geschäft, Komma, sonst Leben zwecklos. Stop. Verheiratet — Fragezeichen!"

„Großes Fragezeichen!" lachte Jenny.

„Denke, ja — hoffe nein!"

„Wer hofft, gewinnt!"

„Dankend verstanden!" Und Herr Reddersen, alias Kuhleborn, hob sein Glas, während ein ganz dünnes Lächeln um seine Mundwinkel kroch.

„Proponiere Lokalwechsel!"

Oho! Jenny gewann ihre Haltung wieder. Was fiel diesem Kuhleborn ein? Dachte er am Ende, hier böte sich Gelegenheit zu einem kleinen Amüsement? Sie sagte kühl:

„Abgelehnt. Stop!!!" Und sie betonte das „Stop" über Gebühr. Aber C. W. ließ nicht so leicht locker:

„Anderweit gebunden?"

„Und wie?" Jenny blitzte.

„Bräutigam?"

„Sie leben ja in schönen Anschauungen, Herr Konsul, wenn Sie glauben, ein junges, anständiges Mädchen aus bestem Hause müsse unbedingt gleich einen Bräutigam haben, um sich so gebunden zu fühlen, daß sie nicht mit einem xbeliebigen Herrn Lokale besucht!"

„Donnerwetter! Ausrufungszeichen!"

Herr Reddersen war überrascht. Diese junge Dame war offenbar eine Dame. Er hatte sich durch den Zufall und das Milieu verleiten lassen, zu glauben, hier handle es sich nur um eine leichte Ladung.

Und nun stellte sich jählings heraus, daß es um ein wertvolles Gut ging, das vielleicht — — wenn überhaupt — — nur unter doppeltem Versicherungsschutz an Bord zu bringen sei. C. W. überlegte blitzartig, was besser sei: überhaupt auf das riskante Geschäft zu verzichten oder zu eigenen Lasten und Gefahren fernerhin bestens bemüht zu bleiben? Es war nicht leicht, die Antwort zu finden.

Soeben schickte sich ein anderes Orchester an, die Jazz-Band abzulösen. Kleine, sehnige Männer mit eckigen Gesichtern, schwarzgeölten Haaren und Schlitzaugen zeigten ihre roten, verschnürten Röcke. Der Primas, in Frack und Escarpins, eine Locke auf der Stirn und ein Madrigal in butterweichen Blicken, reckte sich am Stehpult, die Geige aufgestützt gleich einem Feldherrnstab. Es schien, als ob man die „Madjaren" schon lange erwartet hätte, als ob sie eine besondere Attraktion hier bildeten. Händeklatschen, Zurufe, Gläserschwenken begrüßte sie. Eine Dame warf dem Primas eine rote Rose zu. Er fing sie, wohltrainiert, im Fluge auf, küßte sie, verneigte sich gegen die Spenderin und befestigte die Rose zart am Aufschlag seines Fracks. Dieser Art mit dem Großkordon der Unwiderstehlichkeit geschmückt, wandte er sich zu seinen Mannen, die die Auszeichnung ihres Führers mit wildem Geräusch begleitet hatten, und hob den Bogen. Lautlose Stille trat ein. Und dann rieselten, silbernen Tautropfen vergleichbar, die ersten Takte eines Walzers von Johann Strauß durch den Saal, erst zärtlich kichernd wie ein Schatz, der hinter Ginster versteckt dem Liebsten entgegenwartet, dann aufjubelt im hellen Lachen der Jugend und schließlich in breiten, wiegenden Klängen alles umarmend, was Herz und Sinne hatte für des Lebens Sonnentage, für verschwiegene Nischen in silbernen Nächten, für einen Kuß, für einen Rausch, für einen Tanz. Im hinreißenden Zusammenklang der Streichinstrumente, der Flöten und des Zymbals, das durch den Takt galoppierte wie ein buntgezäumtes Husarenpferd, riefen die „Madjaren" alles auf, was keine Gicht hatte oder ihrer nicht achten wollte. In scharfen klirrenden Schlägen begleitete das türkische Becken die federnden Schwünge, als würfe man Champagnergläser durcheinander. Tanzwiegend, süßlockend, kußlächelnd schillerte, wirbelte, sprühte der Walzer — — über dem bunten Gemisch der Instrumente beherrscht von der Meistergeige des mit der Rose geschmückten Primas. Seidenes Frauenhaar auf den Saiten, gesponnenes Gold unter zärtlichen Fingern tönend, jubelte, schluchzte und bannte die Zauberkunst der Melodie, und wie ein Gaukler, der mit Koboldhänden schimmernde Glaskugeln in die Luft werfen und klingen machen kann, lockte, wirkte, warb und verführte das holde Märchen aus Wien alle, alle im Saal, die eben noch müde, satte, gleichgültige Schlemmer waren, machte Jünglinge aus ihnen, Kavaliere, Menschen. Und aus den Frauen, mochten sie eben noch im barocken Getümmel der Niggersteps Mänaden gewesen sein oder Wildsüchtige, machte der breite, rauschende Tanz, der das Echo wiedergab des Wienerwaldes, die wiegenden Fluten des Donaustroms, die Küsse im Dunkel der Grinzinger Lauben

und die Zartheit erster Leidenschaft — aus den Frauen machten diese Klänge junge, lustige Mädeln mit blitzenden Augen und rosigen Gesichtern, Duft und Frühling, Sonne und Glück. Wie unterm Blütenregen verwirrender Zärtlichkeiten tanzten die Paare, eng sich haltend und dennoch mit Haltung, mit den Augen kosend und lächelnd, wie Kinder auf jungen Wiesen.

Und gegen diesen Walzer war nun auch Jenny machtlos. Der erfahrene C. W. merkte das, sah das Leuchten in den Schwarzamselaugen, sah den tiefen Seufzer auf den roten Lippen, die plötzlich durstig wurden — nicht nach Montardot oder Roederer, sah die feinen, ringlosen Finger leise beben und vergaß mit eins die Kontorkorrektheit hanseatischer Würde. Sprang auf — o, man spielte ja nicht umsonst Golf und Polo! —, verneigte sich, und schon walzte er mit Jenny im Reigen der Andern.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gold der Wünschelrute.

Von Friedrich Dietert-Ballenstedt.

Um die Jahrhundertwende war die Wünschelrute noch ein Kräutlein Rührmichnichtan. Die Wissenschaft und Technik leugneten sie a priori, obwohl v. Tristan in Frankreich 1826 und später in England die „Society for psychial research" (Prof. Barrett) einwandfrei die Tatsachen des Phänomens festgestellt hatten. Und was vor etwa 70 Jahren Reichenbach bei seinen Odexperimenten fand und an Theorien aufstellte, findet heute durch die immer intensivere Strahlenforschung (seit Röntgen, Mad. Curie, Becquerel, Blondlot, Rutherford, Gockel, Wulf), die ein neues ungeheures Gebiet zu erschließen beginnt, seine Bestätigung.

Mit den Versuchen des Landrats v. Bülow-Bothkamp kam die Sache 1902 in Deutschland in Fluß. Der Geh. Admiralitätsrat v. Franzius, der Direktor der Kieler Werft, griff sie auf und mit den Erfolgen des Landrats v. Uslar, der 1908 aus Deutsch-Südwest nach 2½jähriger erfolgreicher Wünschelrutentätigkeit zurückkehrte, wobei er an 800 Stellen Wasser feststellte, das die Geologen verneint hatten, horchte alle Welt auf. Franzius war es auch, der 1911 in Hannover die erste Wünschelrutentagung der Rutengänger und Anhänger des Problems veranlaßte, die dann zur Gründung des Verbandes zur Klärung der Wünschelrutenfrage führte, dem 1913 in Österreich ein gleicher Verband folgte. Auch ein internationaler Verein der Rutengänger bildete sich. Seit einem Jahrzehnt, nachdem im Weltkrieg, besonders in der Wüste Sinai (durch den damaligen Major v. Graeve) durch die Wassererschließungen der Rute Bahnbau und das Vordringen der Truppen ermöglicht wurden, nachdem bereits 1911 der preußische Eisenbahnminister in einem amtlichen Erlaß die Direktionen angewiesen hatte, bei Brunnenbauten auf Bahnhöfen usw. die Wünschelrute wegen ihrer Billigkeit und Zuverlässigkeit zu bevorzugen, ist die Angelegenheit in ein ruhigeres Fahrwasser gelangt. Die Wünschelrutengänger arbeiten mit immer steigendem Erfolge, und die Wissenschaft ist bemüht, das Phänomen zu klären.

Der anerkannt befähigtste und erfahrenste Rutengänger der Welt ist der in Gernrode (Harz) ansässige Edler von Graeve, der 1907 durch Franzius auf die Wünschelrute aufmerksam wurde und auf seinem damaligen ostpreußischen Gute Versuche anstellte, bei denen er seine eigentümliche Begabung entdeckte. Er hat dann seine Fähigkeiten zunächst privat und bei Freunden ausgebildet und erprobt, um seit 1911 ganz sich der Wünschelrutenforschung hinzugeben, wobei er in allen Erdteilen außer Australien Mutungen mit der Rute anstellte. Vor kurzem hat er bedeutsame Feststellungen in Eisenach und auf der Wartburg (bei den berühmten Fresken) gemacht, in Bad Grund die verloren gegangene heiße Therme wiedergefunden, im Vorjahr in Bad Tölz das verlorene Jod neu gefunden und hat in diesem Sommer mit dem Ausbau des Ottobades in Gernrode, dem einzigen Seebade im Harze und dem einzigen Mineralfreischwimmbad in Deutschland, das zu einem von Abertausenden täglich besuchten Modebad geworden ist, seine Wünschelrutentätigkeit mit einem Meisterwerk gekrönt, dessen Bilder durch alle Welt gegangen sind.

Mir ist es vergönnt, nicht nur v. G. des öfteren bei seinen hochinteressanten Arbeiten zu beobachten, sondern auch sein umfangreiches Archiv und statistisches Material zu prüfen, das wertvolle Aufschlüsse über den wirtschaftlichen Wert der Wünschelrute gerade in der heutigen Zeit gibt. Bei der immer enger werdenden Besiedelung spielt die Wasserfrage heute eine sehr große Rolle. Und vor allem die Frage, wie teuer sich die Erbohrung eines Brunnens stellt. Denn die Kostenfrage ist für die Gemeinden, denen Etatsbalanzierung sowieso schon ein Kunststück ist, und für die steuerschwitzenden Wasserverbraucher, für Industrie und Landwirtschaft von hoher Bedeutung. Und hier ist allerdings, wie schon Georg Rothe in seinem bei Diederichs 1910 erschienenen Werk über die Wünschelrute — die erste sachliche und wissenschaftliche Erörterung des Problems — betont, „zur Feststellung unterirdischer Quellwasser die Wünschelrute in der Tat das sicherste Mittel, das wir z. Zt. kennen".

Die Wünschelrute ist in der Lage, schon in ganz geringer Tiefe, zumeist schon in 8—10 Meter durchschnittlich in 30 bis 50 Meter Tiefe sogenannte Wasseradern, die sich in Gesteinsverwerfungen finden, festzustellen und bei sachgemäßer Erbohrung, bei der der Rutengänger unbedingt die Kontrolle haben muß, genügend Wasser für den jeweiligen Bedarf zu finden. So zieht neben den Eisenbahnverwaltungen die Landwirtschaft, die Zuckerindustrie, die Zellstoffindustrie usw. jetzt regelmäßig die Wünschelrute zu Rate, um zweckmäßig sofort an der richtigen und auch für den Gebrauch bequemsten Stelle Wasser zu erhalten. Ebenso sind es viele Gemeinden, deren Wasserleitungen versiegen oder ungenügend Wasser liefern. München hat sogar den ersten amtlichen Rutengänger dauernd angestellt, der bei vorkommenden Wasserrohrbrüchen mit der Rute die Bruchstelle feststellt und dadurch das kostspielige Suchen und Aufreißen des Pflasters an falschen Stellen vermeidet. Aus dem großen, mir von Graeve vorliegenden Material, das von rund 2300 Orten die Mutungs- und Bohrergebnisse verzeichnet und sehr gewissenhaft geführt ist, habe ich etwa 90 Prozent Erfolge ersehen. Die Erfahrung eines Rutengängers spielt natürlich für die Zuverlässigkeit seiner Feststellungen, vor allem für die Beurteilung des Rutenausschlages eine große Rolle.

Abgesehen vom Wasser, das an erster Stelle steht, wird aber die Rute, wie schon im Mittelalter im Bergbau, heute vielfach wieder zur Erforschung der Bodenschätze herangezogen, insbesondere von Kohle und Kali. Sie sind das Gold, das die Wünschelrute heute hebt und das so unendlich wichtig für uns ist. Aber auch Erzadern zeigt die Rute an, und noch so manches ruht im Schoße der Erde verborgen, das nur der Hebung harrt. So hat kürzlich bei einer zweitägigen Begehung in Bad Grund, der ich beiwohnte, v. G. bei der berühmten Iberger Tropfsteinhöhle sowohl Hohlräume unter und über der Höhle festgestellt als auch Eisenerz- und Silbererzgänge neben Mineral- und Süßwasser. Besonders interessant waren hier die Ausführungen des Forschers über die Schätze, die seiner Ansicht nach noch ungehoben im Harze liegen, da die eigentlichen Erzläger nur am Rande erfaßt, seien und der eigentliche Kern noch ungeritzt sei. So sollen sich in einem großen Zuge von Osten nach Westen, von der Neudorfer Silberhütte bei dem über dem idyllischen Selketal liegenden Städtchen Harzgerode bis Grund unerfaßte Erzgänge hinziehen. Es war schon einmal von einem nahezu amerikanischen Projekt die Rede, in der Quedlinburger Gegend quer einen Stollen gegen die vermuteten Gänge vorzutreiben. In einem Augenblick, wo man eine Brücke über den Pazific erörtert, ist auch ein derartiger Plan keine Phantasie mehr, zumal bei der immer mehr vorschreitenden Strahlenforschung die Wünschelrute gänzlich das Mäntelchen der Mystik verloren hat. Allerdings wird wohl bei dem Phänomen des Rutenausschlags (auf die Holzrute reagieren zehn Prozent aller Menschen, die praktische Begabung des Quellen- und Erzfindens ist aber nur sehr wenigen zu eigen) immer noch ein ungelöster Rest bleiben, wie schon 1694 Wille in seiner berühmten Übersetzung des wichtigsten alten Werkes über die Wünschelrute von Vallemont betonte.

Metropolis.

Ein deutscher Riesenfilm.

Als man ankündigte, daß die Uraufführung des größten bisher hergestellten deutschen Filmwerkes im Ufapavillon am Nollendorferplatz, Berlin, der 800 Plätze hat, stattfinden werde, waren die Karten in wenigen Stunden ausverkauft, so daß man die Vorstellung in den 2400 Plätze fassenden Ufa-Palast am Zoo verlegen mußte. Natürlich war auch er überfüllt. Für den Platz werden 10, 15 und 20 Mark verlangt!! Es war Gesellschaftsanzug vorgeschrieben, und der Abend glich einem ganz großen Fest, wie man es prächtiger sich kaum denken kann. Nach dem zweiten Akt und zum Schluß brach das Publikum in frenetischen Beifall aus und rief die Verfasserin Thea von Harbou, den Regisseur Fritz Lang sowie sämtliche Darsteller vielmal vor die Rampe.

Der Film hat 8 Millionen gekostet, man verdrehte 630 000 Meter Negativ, um schließlich 3000 Meter Positiv zu bekommen. „Metropolis" läuft demnach 2½ Stunden und ist der längste Film, der jemals in Deutschland hergestellt wurde. Die Grundidee ist durchaus nicht neu, künstliche Menschen, zu Maschinen gewordene Arbeiter, die sich schließ-

sich gegen diese Ungetüme auflehnen und sie zertrümmern, sind sowohl auf Bühne und Leinwand wiederholt dargestellt worden, und man muß leider sagen, daß das Schicksal der im Film auftretenden Menschen kalt läßt. Alles ist hier zur Maschine geworden, selbst der Geist, und das ist der einzig schwache Punkt des Films dieses grandiosen Werkes, das technisch und bildlich-bildhaft wie regiemäßig das Vollendetste und Vollkommenste darstellt, was uns je vorgeführt wurde, ja was die Welt je geschaffen haben dürfte. Der amerikanische Prunkfilm „Ben Hur" verblaßt dagegen in nebelhaften Fernen.

Metropolis ist eine Maschinenstadt im wahrsten Sinne des Wortes, selbst die Menschen sind zu Maschinen geworden, zu Maschinen degradiert, die Millionen von Arbeitern kennen kein anderes Dasein mehr als täglich zu den riesenhaften Paternostern zu laufen, sich zu den Maschinen fahren zu lassen, an denen sie tote Mechanik, aber keine geistige Arbeit verrichten. Kein Wunder, daß dieses Volk eines Tages sich auf sein Menschtum besinnen, aufbegehren muß und dann, geführt von einem künstlichen Menschen, unter dessen Führung die Maschinen in Stücke haut. Wenn dann schließlich, um unter allen Umständen ein „happy end" zu bekommen, sich Oberstadt und Unterstadt, Hirn und Hand über das Herz hinweg wiederfinden, so ist das eine Konzession ans Publikum, die man sich hätte sparen können. Man muß manchmal den Mut zum bitteren Ende haben.

Was erschüttern läßt, ist das Gefühl: da treiben wir einmal hin, solche Maschinen werden unsere Nachfahren einst werden, und da packt uns das nackte Grauen. Ferner ist aus dem Manuskript jede literarische Note, jede gestaltende Dramatik ausgeschaltet, alles ist kalte nüchterne Berechnung, und auch da packt uns ein Grauen, wenn wir denken, daß das die Manuskripte der Zukunft sein sollen, bei denen man nicht mehr zu denken, nur noch zu schauen braucht. Ja zu schauen!! Denn es sind in diesem Film Bilder geschaffen, die unvergessen bleiben, der ganze Film scheint überhaupt nur hergestellt zu sein, um dem Regisseur und den beiden Kameramännern Karl Freund und Günther Rittau Gelegenheit zu geben, ihren Apparaten Wunderwerke zu entzaubern, Wunderwerke, die man nur mit diesem Wort bezeichnen kann. Es ist gewiß nicht leicht gewesen, aus diesem Manuskript einen fließenden Film herzustellen, bei dem man niemals das Gefühl hat: das sind ja lauter gestellte Modelle, lauter maschinenmäßige Bauten, das ist ja gar keine echte Plastik, nur totes Material, in Puppengröße auf Tischen aufgebaut und künstlich vergrößert. Nein, diesen Eindruck hat man nicht, und so kann man „Metropolis" als das technisch vollendetste Werk des 20. Jahrhunderts bezeichnen, aber im Innern völlig kühl lassend, wie es unser Zeitalter anscheinend verlangt.

Die Schauspieler haben viel zu sagen, aber sie erschüttern nicht. Alfred Abel und Rudolph Klein-Rogge sind die beiden großen Gegenspieler, deren nachträglicher Kampf um eine längst verstorbene Frau in großen routinierten Gesten stecken bleibt. Herrlich das junge Talent der Brigitte Helm, des neuen Stars, die besonders in ihrem Tanz als mechanischer Mensch zeigt, daß sie zu größten Hoffnungen berechtigt. Gustav Fröhlich, ein junger talentierter Schauspieler, der den Übergang vom lustlosen Lustjüngling der Oberstadt zum Menschen und Mann überzeugend wirksam macht. Das Beste trotzdem die Statisterie, in Massen auftretend, in Massen zu Massen gebändigt, geleckert, aufgelöst, aufgepeitscht.

Was die Familienmutter von der Grippe wissen muß.

Zehn Gebote zu ihrer Verhütung.

Die eigentliche Grippe ist zwar eine ansteckende Krankheit, die durch Infektion von Mensch zu Mensch übertragen wird, doch ganz wehrlos sind wir ihr immerhin nicht ausgesetzt und können schon durch vernünftiges Verhalten allerhand dazu tun, um sie zu verhüten. Zehn Gebote gilt es vor allem für die Familienmutter zu beachten, wenn sie sich und ihre Kinder schützen will.

1. Ziehe dich und deine Kinder nicht zu leicht an. Man verfällt bei der Milde der Witterung nur zu leicht in diesen Fehler, besonders wenn noch die liebe Eitelkeit dazu kommt, die die Gebote der Mode über alles stellt.

2. Nimm dich aber auch vor allzuvielen Hüllen in acht, denn wenn man sich erhitzt, kann man nur zu leicht eine Erkältung abbekommen.

3. Hüte dich vor allem auch vor nassem Schuhwerk. Dieses ist ganz besonders gefährlich und man holt es sich bei dem Regenwetter nur zu leicht. Mindestens muß man die naßgewordenen Schuhe und Strümpfe sofort beim Nachhausekommen ausziehen und durch möglichst angewärmte neue ersetzen. Geht dies nicht an (etwa bei den Kindern in der Schule oder bei Angestellten an der Arbeitsstätte), so kann man sich dadurch helfen, daß man vorher Papier in die Schuhe einlegt; dieses läßt die Feuchtigkeit nicht so rasch durchkommen und hält außerdem schön warm.

4. Meide größere Menschenansammlungen. Da die Ansteckung von Mensch zu Mensch erfolgt, ist man um so mehr gefährdet, mit je mehr Menschen man zusammenkommt.

5. Vermeide es, an Grippe erkrankte Personen aufzusuchen. Nicht immer wird dies zu umgehen sein. Oft ruft die Pflicht, wenn es gilt, einen nahestehenden Menschen oder einen solchen, der sonst jeder Pflege entbehren würde, zu versorgen. Dann müssen selbstverständlich alle Bedenken um die eigene Person verschwinden. Aber „Höflichkeitsbesuche" bei Grippekranken sollten im allgemeinen unterlassen werden.

6. Gurgle mit Salzwasser oder mit anderen desinfizierenden Mitteln. Dies ist eine gute Hilfe, um sich gegen Ansteckung widerstandsfähiger zu machen; und es ist wichtig, daß man dies ist, denn ganz ver- [illegible] ja die Berührung mit Grippeerkrankten oder doch schon Infizierten nicht lassen.

7. Wasche dich häufig und bewahre überhaupt die größte Sauberkeit. Auch die Kinder sollte man dazu anhalten, nach jedem Ausgang, bei dem sie mit Menschen in Berührung gekommen sind, mindestens die Hände gründlich zu waschen, eventl. ist dem Wasser ein Desinfektionsmittel hinzuzufügen.

8. Bei Grippeverdacht nimm heiße Getränke zu dir. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese in solchen Fällen gute Wirkungen tun. — Die meisten Menschen messen vor allem dem Alkohol das Hauptverdienst dabei zu, während freilich Versuche, die angestellt worden sind, darauf hindeuten, daß es vor allem die Wärme, die man dem Körper zuführt, ist, auf die es ankommt, und diese bleibt sich ziemlich gleich, ob man etwa reines, heißes Zitronenwasser oder Grog trinkt.

9. Hole rechtzeitig den Arzt. Wenn sich ernstliche Anzeichen der Grippe zeigen, soll man nicht lange säumen, sondern sich fachmännische Ratschläge für die Behandlung holen und diese auch genau befolgen, denn mit der Grippe ist nicht zu spaßen.

10. Verlasse nicht frühzeitig das Bett. Ein Fehler, in den man nur zu leicht verfällt, ist, daß man die Grippe nicht ordentlich auskurieren läßt, weil man meint, es gehe ohne einen nicht länger. Das rächt sich aber gar oft bitter; denn es erfolgt vielleicht ein Rückfall, der meist schlimmer ist, als die erste Krankheit, und vor allem können sich allerhand bösartige Komplikationen einstellen.

Alle diese Gebote lassen sich kurz zusammenfassen in die Sätze: vorbeugen ist besser als heilen, hüte dich also vor Erkrankungen, wenn du aber krank wirst, dann laß die Krankheit gut ausheilen.

Bunte Chronik

*** Eine Grippe-Epidemie im neunten Jahrhundert.** Die erste Grippe-Epidemie, von der sich eine Nachricht erhalten hat, herrschte, wie die Forschungen Mittwochs feststellten, im Jahre 855, und zwar trat die Krankheit zuerst in Persien und Mesopotamien auf, wohin sie von Norden her gekommen war. Der altpersische Chronist Haueza al Isfahani erwähnt die Epidemie als eine Krankheit, die „ein kalter Wind aus dem Lande des Turkvolkes (d. h. aus dem Norden) gebracht habe" und der die Menschen töte, weil „seine Kälte sie befiel. Sie bekamen Katarrh und gingen zugrunde". Außerdem beschreibt der Chronist die Krankheit so treffend, daß es sich unzweifelhaft nur um eine Grippe-Epidemie gehandelt haben kann.

•

*** Europas Gletscher wachsen.** Eine Reihe der großen europäischen Gletscher nimmt ständig an Ausdehnung zu. Jahrzehntelange Beobachtungen an den Gletschern in Savoyen haben zu der Feststellung geführt, daß sie sich dauernd ausbreiten. Sie rücken im Jahre um 25—50 Meter vor und vergrößern sich dabei um Tausende von Kubikmetern.

•

*** Frische Rosen am Niederrhein.** Frische Rosen im Januar! Die Kunde klingt unglaublich. Die andauernd milde Witterung am Niederrhein hat aber, wie aus mehreren Orten gemeldet wird, tatsächlich eine zweite Rosenblüte veranlaßt. An Aussehen und Duft stehen diese Winterrosen den Sommerrosen nicht nach.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.